

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gespaltene Petitzeile mit 1 Rgr. berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

A b e n d = **Z** e i t u n g.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 21.

Donnerstag, den 18. Mai.

1854.

Und wer Dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was Du kannst zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte Deine Zunge wohl.
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht böse gemeint,
Der Andre aber geht und klagt.

(Ferdinand Freiligrath.)


Die Emancipirten.

Zeitnovelle

von

Minna Bauer.

3.

ch sage Dir Valeria, Du bist eine Närrin! Wie kann man einem Manne zeigen, daß man sich grämt weil er zürnt! Du vergiebst Dir zu viel."

"Und wodurch vergab ich mir etwas?" rief Valeria, welche jetzt fieberhaft gereizt war, heftig der Schwester entgegen. „Bin ich nicht wie sonst? Leb' ich nicht wie früher? Hab ich ihm in irgend Etwas nachgegeben?"

„Das nicht, aber Du siehst bleich aus und bist immer so erregt, es ist kein unbefangenes Wesen das Du ihm zeigst. Du vergiebst Dir durch Deine Gereiztheit."

„Kann ich dafür, daß ich krank bin? — Ja, ich bin sehr krank und ich will fort auf's Land."

„Ich glaube auch, daß es gut sein wird," sagte Sidonie, „meinst Du nicht auch Mann?"

„Gewiß," erwiderte Heinrich, „es wird gut sein, wenn Valeria Elison nicht mehr sieht."

Valeria erschrak. „Nein," rief sie plötzlich, „ich bleibe hier. Er sollte wohl gar denken, ich

könne seine Nähe nicht mehr ertragen. Ich bleibe hier und sollte ich sterben." Dabei stürzten ihr die Thränen aus den Augen; sie trocknete dieselben schnell ab und stampfte mit dem Fuße vor Aerger darüber, daß sie nicht Herrin ihrer Bewegung werden konnte.

„Aber Sie reiben sich auf liebes Mädchen," wandte Heinrich theilnehmend ein.

„Ach, wem kümmert's?" entgegnete sie mit bitterer Gereiztheit. „Wer grämt sich darum, ob ich lebe oder sterbe? Wer fragt darnach, ob ich leide oder glücklich bin?"

„Wie hart sie gegen Ihre Geschwister sind!" sagte Heinrich mit sanftem Vorwurf, während Sidonie den Ball, mit welchem sie spielte, zornig über Valerians Worte zu Boden warf. „Ich nenne mich, als Gatte Ihrer Schwester, Ihren Bruder Valerie und ich versichere Sie, daß mir Ihr Glück heilig ist und theuer."

Mit bebender Stimme und indem sie ihm ihre Hand reichte, sagte Valerie: „Sie sind ein Mann voll Herz und Gemüth, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme! Ich meinte auch nicht Sie, ich meinte einen Anderen."

Da sie ihren Gatten so sanft sah, schämte sich Sidonie ihrer Heftigkeit, trat zu ihrer Schwester und sprach mit mildem Tone: „Du mußt nicht bitter

gegen uns sein Valeria, wir lieben Dich gewiß sehr und wollen nur Dein Bestes."

Die Schwestern umarmten sich und Heinrich rief entzückt: „Wie schön Ihr seid in dieser holden Weiblichkeit!"

Er küßte Sidoniens Stirn; sie glänzte von den Sonnenstrahlen des Glücks verklärt und in ihrem Herzen faßte sie den Entschluß, nicht mehr heftig und abstoßend zu sein, weil er sie schöner fand in der Sanftheit.

Die eintretende Leonie unterbrach diese Scene. Sie reichte zuerst Valerien die Hand und sagte bittend: „Ich komme doch wieder Valeria, obgleich Du mich von Dir gewiesen. Sieh, ich liebe Dich doch so sehr und möchte Dich um Alles nicht verlieren. Sei gut mit mir! Ich will auch nicht mehr versuchen, Dich zu bekehren."

„Ich bin nicht mehr böse," sagte Valeria freundlich, „es war thöricht von mir, daß ich es war. Ein Jeder folge seiner Ueberzeugung, deswegen können wir doch Freundinnen bleiben."

Leonie war froh der Versöhnung, sie holte, nachdem sie auch die Anderen begrüßt, ein Strickzeug hervor und während sie strickte, Sidonie und Valeria aber mit dem Valle warfen, unterhielt man sich. Elison kam dazu. Bei seinem Eintreten zuckte Valeria zusammen und wechselte auffallend die Farbe, nahm sich jedoch bald zusammen und fiel nun in eine forcirte, wilde Lustigkeit. Aber Elison beachtete ihre Gegenwart gar nicht und that dies immer mehr, je höher ihre Bemühung stieg, bemerkt zu werden. Sein früher ungleiches Benehmen hatte auf einmal einer entschiedenen, ruhigen Kälte Platz gemacht. Er sah sie mit Augen an, so groß und so starr, so ohne allen Ausdruck von Empfindung, daß ein um das andre Mal ein Todeschauer durch Valeriens Seele lief und nur mit der ganzen Aufwendung ihrer Kraft vermochte sie es, ihren Troß aufrecht zu erhalten. Inzwischen hatten beide Männer sich zu Leonie gesetzt und sahen ihr auf die niedlichen Hände.

„Sieh nur Sidonie," rief Heinrich seiner Gattin zu, „sieh nur wie das allerliebste aussieht! Wie dieses Stricken so hübschen Händen gut kleidet. Wie die Finger sich so zierlich bewegen." Elison stimmte ihm bei.

Sidonie warf den Ball fort und trat näher. Sie sah ernst, fast finster drein. Endlich aber ergriff sie lachend das Strickzeug und sagte: „Laß mich ein Wenig stricken Leonie."

Das junge Mädchen überließ ihr willig die Arbeit; es ging ein wenig ungelent damit; trotzdem küßte Heinrich entzückt die Hand seiner Gattin und rief: „Wie schön Dir das steht! Wahrhaftig, ich müßte Dir jedesmal die Hände küssen, wenn ich Dich sehe. Nun Valeria versuchen Sie es auch einmal."

Valeria nahm das Strickzeug, denn Elison hatte ja bis jetzt aufmerksam zugeschaut und zu Leonie und Sidonie seinen Beifall geäußert. Ihr Herz pochte als sie die Arbeit ergriff fast hörbar, sie wagte es nicht, den Geliebten anzusehen. Kaum aber hatte sie angefangen zu stricken, als Elison aufstand und an einen Bücherschrank trat, ein Buch herausnahm und sich scheinbar ganz in den Inhalt vertiefte. Valeria warf das Strickzeug fort und sagte lachend, doch mit bebender Stimme und bleich wie Marmor: „Ah, wer kann solche Dummheiten treiben? Das ist ja geisttödtend! Da lob' ich mir eine Cigarre! Wenn der Rauch so vor uns aufwirbelt, dann kommen einem die kühnsten, heroischsten Gedanken." Sie griff in die Tasche und holte ein Cigarrentäschchen hervor. „Sieh nur Leonie," sprach sie, sich zu dieser wendend, ist das Täschchen nicht niedlich? Der Lieutenant hat es mir eigenhändig gestickt. Er stickt sehr hübsch, auch in Weißzeug. Jetzt stickt er mir ein Taschentuch."

Elison zitterte vor Zorn während Heinrich laut lachte. „So würde ich mir diesen Lieutenant heirathen," rief er, dann könnte er die Wäsche nähen und flicken, während Sie sechten, reiten, schießen und rauchen."

Elison knirschte mit den Zähnen. Valeria, die es wohl bemerkte, entgegnete lachend: „Ja das will ich auch. Frauendörfer ist ein Mann nach meinem Geschmack."

Das Buch entfiel den kraftlosen Händen des Doktors. Valeria hüpfte heran und hielt ihm ihr Cigarrentäschchen hin: „Beliebt's?" fragte sie. Er aber stieß sie mit solcher Heftigkeit zurück, daß das Täschchen auf den Boden fiel. Valeria rief bestig: „Sie sind ein" —

„Was?" fiel er ihr mit blitzenden Augen ein.

„Nun — ein Mann! Man muß von Männern aber keine Lebensart verlangen.“

„Ah, Ihre Lebensart, oder Art zu leben ist aber“ —

„Was?“ fragte sie höhniſch.

„Empörend!“ ſagte Eliſon.

Sie drehte ſich lachend auf einem Fuße herum, entzündete ein Streichhölzchen und brannte ſich eine Cigarette an. Aber nun trat Sidonie ſchnell hinzu und ſagte: „Mein Herz, das Rauchen muß ich Dich bitten hier zu unterlaſſen! Mein Mann kann es nicht vertragen. Du ſiehſt, daß ich es mir ſchon lange verſage.“

„Wie freundlich beſorgt Du für mich biſt!“ ſprach Heinrich zärtlich.

„Das iſt meine Schuldigkeit,“ entgegnete Sidonie, „jede Gattin hat die Verpflichtung: die Geſundheit ihres Gatten, ſo viel ſie es vermag, zu ſchonern und zu pflegen.“

Valeria ſagte mit einem faſt zärtlichen Blick auf Eliſon: „Das würde ich auch thun. Wenn ich wüßte, daß der Mann, den ich liebte, das Rauchen nicht gern ſähe oder nicht vertrüge und er bäte mich darum es zu unterlaſſen, ſo würde ich es gewiß thun.“

„Ich will's dem Lieutenant ſagen!“ entgegnete Eliſon mit eiſiger Kälte. Er ſcheint mir von ſeiner ſitzenden, friedlichen Lebensweiſe ſehr ſchwache Nerven zu haben, vielleicht, wenn ichs ihm ſage, daß Sie geneigt ſind, huldvollſt ſeine Bitte zu gewähren, bekommt er die Courage, Ihnen ein „unterthäniges Promemoria“ wie der alte Miller ſagt, in Sachen Rauchens zu überreichen.“

„Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie ſich um nichts, was mich angeht, bekümmern.“

„Es wird mir ſehr leicht werden, Ihnen dieſen Wunsch zu erfüllen.“

„Aber mein Gott Kinder,“ rief Leonie ſanft, „wie kann man ſich denn nur ſo fortwährend ſchrauben und quälen! Das iſt ja wirklich eine Qual für Euch und Andere.“

Valerians Thränen brachen unaufhaltsam hervor: „Er will's ja nicht anders!“ rief ſie ſchluchzend.

„Ich? Ich? Ich will's ſo?“ ſiel ihr Eliſon heftig, und doch bewegt von ihren Thränen, in's

Wort. Warum? Wieſo? In wie fern will ich es ſo?“

„Hab ich nicht genug gethan, was Ihnen ein Nachgeben leicht gemacht hätte?“ fragte Valeria. Ein Wort der Bitte würde hingereicht haben, mich zu verſöhnen.“

Eliſon ſah ſie mit ſeinen großen dunkelblauen Augen ſtarr und entſetzt an, dann brach er in ein ſurchtbares, höhniſches Gelächter aus: „Ich ſoll bitten? Ich ſoll nachgeben? Valeria, Ihre Gedanken verwirren ſich! Doch ja, ich vergaß, daß die Männer Ihr Ideal ſind, welche ſticken in Weißzeug und Ihre zerriffenen Strümpfe anſtricken. Ich ſchicke Ihnen den Lieutenant, leben Sie wohl!“ Er ergriff ſeinen Hut und ging. Valeria ſtieß einen krampfhaften Schrei aus, ſie ſtürzte auf die Thür zu, durch welche er gegangen, plötzlich aber wandte ſie um und warf ſich auf einen Sessel die Hände ringend.

Sidonie eilte zu ihr, ebenſo Leonie und Heinrich, welcher entſetzt ausrief: „Sie wird wahnsinnig! Gott im Himmel, vergieb es Denen, die dieſes arme Geſchöpf irre geleitet!“

„Irrer geleitet?“ rief Sidonie. „Nennſt Du das irre leiten, wenn man nicht will, daß ſie ſich der Brutalität unterwirft?“

„Ja Sidonie, ſo nenne ich es!“ erwiederte Heinrich feſt und entſchieden. „Man laſſe eine jede Natur ſich unterwerfen oder opponiren aus ihrem eigenen Innern heraus. Valeria iſt in eine unnatürliche Sphäre gezwängt, ſie muß darin untergehen. Was würdeſt Du ſagen, wenn ſie ſtirbe oder wahnsinnig würde durch dieſen ewigen Zwang?“

„Komm mit mir Leonie! Ich will zu Bett!“ rief Valeria ſich aufraffend. Ich ſterbe! Ich will, ich muß ſterben!“ Sie wankte, auf Leonie geſtüzt, hinaus. Zu den Geſchwieſtern ſprach ſie: „Folgt mir nicht! Leonie ſoll bei mir bleiben.“

Heinrich trat an's Fenſter als ſie hinaus war und ſagte nichts mehr. Sidonie beobachtete ihn lange mit einem innern Kampfe, er war ſehr bewegt und ihm ſchien nicht wohl zu ſein. Endlich ſank er wie erſchöpft in einem Fauteuil, da eilte ſie zu ihm hin, legte ihren Arm um ſeinen Nacken und ſagte: „Heinrich, zürne mir nicht!“

„Ich Dir? Sidonie, was fällt Dir ein?“

„Ich habe Unrecht gehabt!“ sprach sie weich. Ich will die Schwester nicht mehr leiten. Sei gut! Beruhige Dich, sie wird wieder genesen!“

„Mein liebes, gutes Weib!“ rief Heinrich, ihren Kopf mit beiden Händen ergreifend und küßend. „Wer könnte Dir zürnen?“

„Thu' es nie!“ bat sie, sich zärtlich an ihn schmiegend. „Sage mir stets was Dir mißfällt und ich will es immer unterlassen!“

4.

Valeria lag bleich und krank in Decken und Kissen gehüllt auf dem Ruhebett, neben ihr saß Sidonie und plagte sich schon seit einer halben Stunde damit, einen Strumpf aufzulegen, was ihr durchaus nicht einging wollte. Ihre Wangen brannten und ihre Hände zitterten vor Eifer, aber die Arbeit kam nicht zu Stande. „Ich möchte weinen,“ sagte sie kläglich zur Schwester, „daß ich so ungeschickt bin!“

„Was quälst Du Dich mit dem Unsinn? Wie kommst Du denn einmal zu der Idee, stricken zu wollen, da wir doch seit vier bis fünf Jahren keine Handarbeit mehr angerührt haben.“

„Ich? Nun,“ erwiderte Sidonie verlegen „es ist doch Mal etwas Anderes, eine kleine Berstreuung.“

Valerie machte ein bitteres, spöttisches Gesicht, aber sie sagte nichts. Sie hatte Heinrich zu lieb, um ihn einer Freude zu berauben und sie wußte, daß er sich freuen würde, wenn er seine Frau stricken sähe. Zum Glück für Sidonie kam Leonie, sie hatte kaum gesehen, wie sich die Freundin plagte, als sie ihr die Arbeit abnahm und sie mit Leichtigkeit vollbrachte, denn sie war noch ein Neuling in der Gesellschaft der Emancipirten gewesen und hatte daher die Anfertigung von Handarbeiten noch nicht vergessen. Sidonie strickte schon fleißig weiter, als Heinrich eintrat und sich zu ihr setzte, nachdem er Valeria theilnehmend um ihr Befinden gefragt. Er küßte, nicht allein weil er es versprochen, sondern auch voll aufrichtiger Freude die Hände seiner Gattin und freute sich mit immer neuen Worten und Ausdrücken ihrer Thätigkeit. Die so Belobte war ganz Glück und Wonne. „Ach, welch ein reizendes

Tuch hast Du da!“ rief sie, ein Kantentäschentuch bewundernd, welches er in der Hand hielt.

Heinrich wurde sehr ernst und wehmüthig. „Du weißt,“ entgegnete er, „daß ich Bräutigam war, ehe ich Dich kennen lernte und daß meine Julie wenige Wochen vor der Hochzeit starb. Dieses Tuch war ihre letzte Arbeit. Es ist unvollendet. Hier an dieser Seite fehlt noch die Kante. Auch würde man die Arbeit viel mehr bewundern und würdigen können, wenn das Tuch glatt wäre. Es ist von meinen Thränen und von Juliens schaffenden Händen voll Risse und Falten. Ich sähe es gern vollendet, aber keine Hand war mir heilig und theuer genug, um“ —

„Auch die meine nicht?“ fiel ihm Sidonie mit einem Anfluge von eifersüchtiger Gereiztheit ins Wort.

Sanft verwerfend erwiderte Bach: „Sidonie, welch eine häßliche Frage? Weißt Du, wie ich Dich liebe? Du mußt es wissen, denn Du weißt, daß ich Dich für würdig hielt, Juliens Stelle in meinem Herzen einzunehmen.“

„So laß mich das Tuch vollenden.“

Bach reichte es ihr ohne Worte, aber in großer Bewegung. Sidonie eilte sogleich fort, um sich Nähadeln, Zwirn und Fingerhut holen zu lassen, denn dies waren Dinge, in deren Besitz sie schon seit Jahren nicht mehr war. Indessen aber schickte Heinrich zu einem Juwelier und ließ eines der schönsten und reichsten Messessaires für Damen bringen, welches er Sidonien überreichte, als sie mit den ziemlich plumpen, von ihr bestellten Sachen eintrat. Ihre Freude war ganz unaussprechlich, sie konnte sich gar nicht satt sehen an jedem einzelnen der zierlichen Sachen und fiel ihrem Gatten einmal über das andre um den Hals. Endlich aber machte sie sich an die Arbeit und begann die Kante anzunähen. Es währte lange genug, bevor sie damit zu Stande kam; bald zerriß der Zwirn, dann stach sie sich in die Finger, die Nähadel zerbrach und mehr dergleichen Dinge geschahen, welche eine ungeschickte Näherin bezeichnen. Mit dem Mädchen, welches meldete, daß der Bolzen glühend sei, um das Tuch zu plätten, trat zu gleicher Zeit der Bediente herein und gab Karten ab, durch welche Sidonie und Valeria bevollmächtigt wurden, in den neugeflisteten

Clubb der Emancipirten einzutreten. Sidonie warf die Karte, ohne sie weiter eines Blicks zu würdigen, auf den Tisch und winkte Leonie heimlich, mit ihr zu kommen und ihr beim Plätten zu helfen.

„Der Bediente wartet auf Antwort,“ rief ihr Heinrich nach, „ob Du heute Abend im Clubb der Emancipirten erscheinst. Es wird etwas Wichtiges verhandelt. Man will nämlich eine Adresse an den König aufsetzen, worin gefordert wird, daß auch Frauen künftighin nicht mehr vom Staatsdienste ausgeschlossen seien.“

„Das ist freilich wichtig für uns!“ sagte Sidonie mit nachdenklicher, verdrießlicher Miene. Ich wollte mir heute Abend so gern eine Aulaschürze machen — Leonie sollte sie mir zuschneiden — ich brauche sie so nöthig.“

„Aber mein Gott,“ rief Valeria ungeduldig, „sei doch nicht kindisch Sidonie! Die Schürze kann warten. Ich glaube, Du wärst im Stande, um des neuen Messessaires Willen den Clubb zu versäumen. Wenn ich, die so krank ist, aufstehe und in die Versammlung gehe, so wirst Du gewiß nichts Wichtigeres zu thun haben.“

„Sie wollen mitgehen?“ fragte Heinrich und Leonie mahnte bittend ab.

Aber Valeria gab sich einen heroischen Anstrich und sagte: „Die Sache ist zu wichtig, ich würde mich verachten, wenn ich so schwach wäre, sie um meiner Leiden willen zu versäumen. Das wird hoffentlich für Sidonie maßgebend sein.“

„Mein Gott, ereifere Dich nur nicht so? Ich werde den Clubb nicht versäumen;“ versetzte Sidonie sehr verdrißlich. Sie wünschte, Heinrich möchte nur ein Wort sagen, daß er es nicht gern sähe, wenn sie ginge, so hätte nichts sie vermocht, den Clubb zu besuchen. Aber Heinrich schwieg und überließ die Sache ganz ihrer Entscheidung. „Ich gehe in den Clubb,“ sagte sie, „aber nun laßt mich nur, ich muß das Tuch plätten, sonst wird der Bolzen kalt.“ Sie ging mit Leonie.

Auf einmal trat unangemeldet Elison herein. Die Spuren eines großen Kampfes lagen auf seinem blassen Gesicht. Valeria fiel fast leblos in die Kissen zurück; sie winkte, daß er sich entferne. Aber er ergriff ihre abwehrende Hand und sagte sanft mit bittendem Tone: „Valeria! Schicke mich nicht fort!

Laß uns doch einig sein! Du flehst, die Gotttheit hat uns für einander bestimmt, zerreiße nicht mit frevelhaften Muthwillen ein Band, welches heilig ist durch die Liebe! Du bist krank, wenn Du stürbest“ —

„So wirst Du allein mich getödtet haben!“ rief Valeria schluchzend. Du mißhandelst mich.“

„Deine Worte sind sehr hart Valeria.“

„Nicht so hart wie Deine Handlungen.“

Elison wurde heftig! „Valeria!“ rief er drohend; dann aber nahm er seine Geduld zusammen und sprach ruhig: „ich mißhandle Dich nicht, ich bin nicht hart, sobald Du vernünftig bist.“

Trozig erwiderte sie: „Was Sie vernünftig nennen! Sie wollen mich zur Sklavin machen, das werden Sie nie erreichen. Ich bin zur Freiheit geboren, so gut wie Sie und ich will lieber sterben, als dieses Recht aufgeben.“

„Ich will Dir die Freiheit, welche dem Weib zukommt, niemals rauben. Ich gewähre Dir unbeschränkte Freiheit in der Liebe zu mir und nie werde ich in unserer Häuslichkeit Deinen Willen beschränken, wenn es die wirthschaftlichen Anordnungen betrifft.“

„Davon will ich nichts hören! Du magst Dir Köchin und Wirthschafterin miethen, einer Gattin muthet man dergleichen nicht zu, wenn man sie liebt.“

„O Valeria, Du empfindest nichts von dem, was Du sprichst. Das sind eingelernte Phrasen, an welche Du eben deshalb, weil sie das sind, um so hartnäckiger festhältst. Denn man kann, besonders eine Frau kann eher eine Ueberzeugung opfern, als sie sich von einer eingepropften Unwahrheit losmachen kann. Handle einmal ganz nach Deinem Herzen und ich weiß gewiß, wir werden uns leicht verständigen.“

„O,“ sagte Valeria weich, „wenn man immer nach seinem Herzen handeln dürfte!“

„Das Weib darf es, soll es. Wenn das Herz noch rein und unbesleckt. Im Herzen des Weibes liegt das Höchste, Heiligste, Edelste; ein reines Weib, das seinem Herzen folgt, wird gewiß nichts Böses thun.“

„Nun, so will ich einmal meinem Herzen folgen!“ sagte Valeria und lehnte ihr Haupt an

seine Brust. Er schloß sie in seine Arme und seine glühenden, bebenden Lippen brannten in heißen Küffen auf ihrem Munde. Eine Stunde und noch eine verging unter Kosen und Scherzen, unter Bärtlichkeit und Ländelei. Elison hütete sich wohl, irgend etwas zu erwähnen, das den Streit und den Unfrieden aufs Neue ansachen konnte. Heinrich hatte sich sogleich entfernt, als Etienne kam, denn er wünschte, daß die Liebenden sich einmal ungestört gegeneinander aussprechen möchten. Endlich aber erschien Sidonie, um die Schwester zu erinnern, daß es Zeit sei, Toilette für den Clubb der Emancipirten zu machen.

„Wie, Du willst ausgehen?“ fragte Elison erstaunt. „So krank und erschöpft?“

„Allerdings! Es wäre wohl unverantwortlich diesen Clubb zu versäumen.“

„Ich finde es unverantwortlich ihn zu besuchen.“

„Etienne!“

„Wahnsinn, Raserei, Unnatur ist dieser ganze Clubb!“

„Etienne, sprich nicht so! Du beleidigst durch Deine Worte eine große Anzahl von achtungswerthen Frauen.“

„Es liegt mir wenig daran!“ rief Elison zornig. Frauen, welche diesen Clubb besuchen, sind in meinen Augen nicht achtungswerth, weil sie unweiblich sind und aus den Bahnen, welche die Natur ihnen vorgeschrieben hat, heraustreten.“

„Impertinent!“ rief Sidonie empört.

„Abscheulich!“

„Rennt's wie Ihr wollt,“ sagte Elison hart, „es ist doch wahr. Und ich sage Dir Valeria, gehst Du in diesen Clubb, so ist es aus mit uns, denn ich bin nicht der Mann, der auf seine Braut mit Fingern zeigen läßt. Ich sage Dir, ich las die Statuten dieses Clubbs, es sind solche Abscheulichkeiten darin enthalten, daß kein Mann eine Frau nehmen wird, welche Mitglied eines solchen Vereins war.“

„Ueber das große Unglück: keinen Mann zu bekommen!“ spottete Valeria, während Sidonie ganz nachdenklich geworden war. „Sage was Du willst, ich gehe doch hin!“

„Ich verbiete es Dir!“

Valeria lachte höhnlisch: „Was Du für Illusionen hast armer Mann! Dein Despotismus macht Dich kindisch!“

Ganz kalt fragte Elison nun: „Du thust nicht nach meinem Willen?“

„Nein!“

„So leb wohl!“

Er ging. Angstlich rief Sidonie der Schwester zu: „Laß ihn nicht gehen! Mir ahnt nichts Gutes! Er kommt nicht wieder! — Laß uns lieber fortbleiben aus diesem Clubb.“

„Thu was Du willst, ich gehe!“ erwiderte Valeria trozig. „Nähe Du Deine Schürze, wenn Dir dieselbe nöthiger scheint, als die Aufrechthaltung unserer Rechte. Erbärmlich ist der Mensch, welcher sein eignes Wohl nicht dem Gemeinwohl zu opfern vermag.“

„Aber was er von den Statuten sagt — wandte Sidonie ein, — wir haben sie ja nicht gelesen.“

„Wir werden sie lesen und urtheilen dann?“

„Aber Elison, wenn er nun nicht wieder kommt?“

Valeria lächelte übermüthig: „O das fürcht' ich nicht mehr! Er ist ja heut auch wieder gekommen. Er kann nicht leben ohne mich.“

„Du hast auf einmal sehr viel Muth,“ sagte Sidonie, „ich hätte ihn wirklich nicht.“

Sie gingen, um sich anzukleiden. Sidonie mit rechter Unlust, sie wäre so gern zu Hause geblieben bei Heinrich und ihrer Schürze. Aber Valeria wurde vom Trotz so sehr aufgestachelt, daß sie Krankheit, Schwäche und Alles vergaß, um nur zu zeigen, daß sie ihren Willen durchsetzen könne. Jetzt war sie die Stärkere, da sie die Schwester verzagt sah; denn an der Schwäche Anderer richtet sich der Trotz empor.

5.

Im Clubb der Emancipirten ging es lauter und bunter her als auf einem polnischen Reichstage. Von der beabsichtigten Adresse an den König waren noch nicht zwei Zeilen aufgesetzt, denn die Damen wurden nicht einig. Es gab immer fort Einwendungen, Weltläufigkeiten, Pikanterien. Hier wollte die Eine sich hervorthun in einem gewählten, künst-

lerischen Styl, welche eine Andere durchaus verwarf und vielmehr verlangte, daß man die Adresse ganz natürlich ungekünstelt abfasse. Die Einen konnten nicht genug unterthänige Ausdrücke und Anreden erfinden, die Anderen verlangten die letztere ganz alttestamentarisch mit einem „Herr, Herr!“ zu machen. Einzelne wollten die Adresse ganz kurz, wie einen Schrei der Noth, die Meisten aber begehrten wo möglich noch vor Eva zu beginnen und mit dem Ende aller Dinge zu schließen. En fin: es schrie Alles durcheinander, Jede wollte dictiren, die Schreiberin konnte nichts Zusammenhängendes herausfinden und mehr als einmal löste sich das Ganze in einen allgemeinen Skandal auf.

Sidonie fühlte sich entsetzlich gelangweilt und schon seit dem Vorlesen der Statuten empfand sie einen Widerwillen gegen die ganze Sache. Sie sehnte sich nach Haus zu ihrem Gatten. Wie gut wäre es jetzt bei ihm gewesen, wie traulich; wie war's so hübsch Abends an seiner Seite im Sopha, den Theetisch vor sich und ein gutes Buch, welches er immer mit soviel feinem Tact, mit soviel Geist auszuwählen wußte. Wie anders war's wenn sie dann in einer Ecke kauerte, den Kopf auf seine Schulter gelehnt und seiner sammtenen Stimme lauschte. Sie hatte sich mitten in diesem Getümmel mit ihren süßen Gedanken hinter eine Fenstergardine zurückgezogen, während Valeria mit fieberhafter Lebhaftigkeit sich endlich des Wortes bemächtigte und eine Adresse dictirte, welche allgemeinen Beifall fand, weil der Extract des Extremisten darin enthalten war. Valeria wußte, daß Damen zugegen, welche Elison von jedem ihrer Worte, von jeder Bewegung Bericht abstatteten, weshalb sie Alles was sie that und sagte, fragenhaft übertreibt. Ihre wilde Rede wurde durch Leonie unterbrochen, welche hereinstürzte und ängstlich rief: „Wo ist Sidonie von Bach?“

„Was will die Abtrünnige? Will sie uns verhöhnen durch ihre Gegenwart? Ist sie ausgespicht zum Spioniren? Hinaus mit ihr!“

„Ich gehe! Ich gehe!“ sagte Leonie, die Anbringenden abwehrend. „Laßt mich nur zuvor Sidonie sprechen.“

„Laßt sie, laßt sie!“ bat Valeria, die Freundin in Schutz nehmend. Indem eilte Sidonie schon herbei. „Was ist's? Was soll ich?“

„Kommi schnell nach Haus,“ rief Leonie, „Dein Mann ist sehr krank!“

„O Gott!“ schrie Sidonie und sank zusammen. Sogleich aber raffte sie sich wieder auf und eilte fort, wie sie war, ohne Mantel, ohne Hut, unaufhaltsam, bis sie am Bette, auf welchem Heinrich seit einer halben Stunde ohnmächtig lag, erschöpft und fast sterbend niedersank.

„Was haben Sie gemacht!“ sagte Elison, welchen man zur Hilfe für Heinrich herbeigerufen, vorwerfend zu Leonie, als sie bald nach Sidonie in's Zimmer trat. Sidonie lag einer Leiche gleich auf dem Bett, und Heinrich, der sich eben erst von seiner Ohnmacht erholt, hielt sie mit einer ganz trostlosen Miene in seinem Arm. Er sagte kein Wort, er war stumm, aber es lag ein sonderbarer Ausdruck von Zerknirschung in seinem Gesicht. Sidonie kam endlich wieder zur Besinnung, sie schlang die Arme um ihres Gatten Hals, war aber zu schwach zum Sprechen. Man mußte sie in's Bett bringen, wo sich bald ein heftiges Fieber ihrer bemächtigte. Elison hatte die größte Besorgniß, ließ sich aber nichts davon merken, denn Leonie war ganz trostlos, weil sie die Ursache dieses Unglücks war und Bach war und blieb so entsetzlich verstummt, daß dem Freunde ganz unheimlich zu Muth wurde. Valeria kam auch bald, sie war nicht wenig erschrocken, die Sachen so verändert und so bedenklich zu finden. Sie wandte sich mit Fragen und Bitten an Elison, aber dieser war so einsilbig und so eisig kalt gegen sie, daß sie bald kein Wort mehr an ihn richtete. Inzwischen blieb er die ganze Nacht über bei der Kranken, deren Zustand sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte. Sie phantastirte stark und sprach beständig von ihrer Liebe zu Heinrich, den jedes ihrer Worte, wie ein Dolchstoß zu durchdringen schien. Sie sah ihn, der sich mit düsteren Blicken über sie gebeugt hatte, bittend an, strich mit ihren brennenden Händen seine Wangen und sagte: „Blick nicht so finster! Zürne nicht! Ich kann's nicht tragen. Ich will nie mehr diesen Clubb besuchen. Sage nur, was Du willst. Alles, Alles thu' ich mit Freuden. Deine Wünsche sind Befehl für mich!“

Diese Worte zerbrachen die Eisdinde der Verzweiflung, welche bisher um Heinrichs Herz gelegen, er schlug beide Hände vor das Gesicht und warf sich

laut schluchzend vor dem Krankenlager seiner Gattin nieder. Valeria und Leonie waren entsetzlich erschrocken, Elison aber zog ihn empor und sagte beschwichtigend: „Fasse Dich: Du irretirfst mir die Kranke! Verzage nicht! Manche Mittel sind gefährlich, aber durchgreifend.“

Matt lehnte sich Bach an des Freundes Brust: „Wenn ich sie getödtet habe,“ sagte er dumpf, „dann bin ich unter Teufeln zu schlecht.“

„Sei ruhig!“ sagte Etienne. „Sie wird leben.“

„Was können Sie dafür,“ schluchzte Leonie, „wenn sie stirbt, trage ich allein die Schuld. O Gott, verzeihen Sie mir, daß ich durch meine Unvorsichtigkeit dieses Unglück herbeiführte!“

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben!“ entgegnete Heinrich weich, indem er seine bebende Hand auf Leonien's blonden Scheitel legte. Ich Unglücksfeliger!“

Er griff in die Tasche nach einem Tuche, um seine Thränen zu trocknen und zog dabei das gestickte Tuch hervor, welches Sidonie noch heut mit so vieler Freude vollendet und geplättet. Furchtbar zuckte er zusammen: „Gott Sidonie, wär' es auch Deine letzte Arbeit gewesen!“ rief er, bald seine Gattin, bald das Tuch voll Entsetzen anstarrend. Elison und die Frauen suchten ihn durch tröstende Worte zu beruhigen und wirklich wurde er auch endlich still und ließ sich in einem Fauteuil an der Seite des Bettes nieder. Elison setzte sich ihm gegenüber und sagte dann zu den Frauen: „Die Kranke bedarf der Ruhe und Sie auch, legen Sie sich einige Stunden nieder.“

Beide machten Einwendungen, er aber befahl es als Arzt, Heinrich bat darum und so gehorchten sie. Valeria faßte Etienne's Hand und sprach zärtlich: „Gute Nacht Etienne!“

Die Hand zurückziehend, sagte er kalt: „Gute Nacht mein Fräulein.“

Valeria ging traurig hinaus. Als die Freunde nun allein waren, faßte der junge Arzt beide Hände Bach's und sprach mit inniger Theilnahme: „Wir sind allein Heinrich, erleichtere Dein Herz, sprich, rede zu Deinem Freunde!“

„Warte, bis sie todt ist,“ entgegnete Heinrich, dumpf, „dann will ich meine Hand auf die Leiche

legen und ihre blutende Herzenswunde wird Dir deutlicher sagen, daß ich ihr Mörder bin, als meine Worte es könnten. — Wenn Du mein Freund bist, so laß mich schweigen!“

„Schweige denn! Aber schweige auch zu ihr, Du möchtest sie sonst wirklich zur Leiche machen.“

Gegen Morgen legte sich das Fieber und die Besinnung kehrte der Kranken zurück. Heinrich mußte sich zu ihr niederbeugen und sie strich mit ihren zitternden Händen seine bleichen Wangen, sein reiches, dunkles Haar. Auch Elison reichte sie herzlich die Hand und sagte: „Lieber Doktor, lassen Sie mich nicht sterben! Ich möchte so gern noch lange leben, um Heinrich seine treue Liebe recht vergelten zu können. Ach Gott, ich habe noch so Vieles zu sühnen, ich werde ja nicht schuldbeladen fort müssen!“

Heinrich rang wie im Todeskampfe mit seinen Qualen. Elison aber entgegnete: „Sie werden leben, wenn Sie sich ruhig verhalten. Schonen Sie sich um eine Zukunft für die Söhne zu erlangen. Besonders sprechen Sie nicht viel, es greift Sie zu sehr an.“

„Ich werde schweigen. Nur das will ich Heinrich sagen, daß es mich herzlich gereut, den Clubb gestern besucht zu haben. Elison hatte uns gewarnt und ich ging dennoch hin. Verzeih es mir! Wenn ich genesen, so soll es mein höchster Stolz, mein ganzes Glück, meine einzige Aufgabe ausmachen, Deine gehorsame und liebende Hausfrau zu sein. O gestern, während des Clubbs schon fühlte ich Reue und Scham dort zu sein und dennoch war ich noch so verblendet, daß ich es nicht wagte die Versammlung zu verlassen, aus Furcht, man könne denken, ich sei von Deinem Willen beherrscht. Als ich nun durch die kalte Nacht, mit der ungeheuren Angst in der Brust hieher eilte, da sah ich fortwährend ein bleiches Gespenst, welches Dich in seinem Arme davontrug und in mir rief eine Stimme: es raubt ihn Dir der Tod aus Strafe für die verhöynte Weiblichkeit. — So, nun hab' ich Dir gebeichtet, wenn ich sterbe, so wirst Du mir verzeihen, nicht wahr mein Heinrich?“

„Schweig! Schweig!“ rief Heinrich. „Du tödtest mich! O Gott, ich bin dieser Liebe nicht werth! Ich bin nicht werth“ —

„Genug!“ fiel Elison rasch und scharf ihm in die Rede. „Ich verbiete die Fortsetzung so aufregenden Gespräches. Ihr führt dadurch herbei, was Ihr fürchtet! Kannst Du nicht schweigen, wie Du mir doch versprochen,“ fuhr er zu Heinrich gewendet, bedeutungsvoll fort, „so muß ich Dich von der Kranken entfernen.“

Voll Schreck über diese Worte zuckte Heinrich zusammen und auch Sidonie ergriff erschrocken des Gatten Hand. „Ich will ihn bitten zu schweigen,“ sagte sie ängstlich, „lassen Sie ihn nur bei mir! Sei ruhig mein Heinrich, wir werden sonst getrennt.“

Auf's Neue gelobte Bach Ruhe, aber dieselbe zu behaupten griff ihn sichtlich an, so daß der Arzt endlich darauf dringen mußte, er solle sich niederlegen und sich durch einige Stunden Schlaf stärken. Er begleitete diesen Befehl mit einigen Tropfen, welche er dem jungen Manne einzunehmen gab. Heinrich war fügsam. Bevor er sich aber zur Ruhe begab, nahm er das gestickte Tuch und band es um Sidoniens Hals. Gerührt wollte sie ihm danken, er aber legte seine Hand auf ihren Mund und bedeutete sie mit bittender Miene zu schweigen. Sie gehorchte und küßte nur voll heißer Inbrunst die eingefangenen Hände des Gatten.

„Die theuren Hände, deren Arbeit Wohlthun war!“ sprach sie leise, die Worte aus dem „Lod Jesu“ recitirend. Elison führte Heinrich zu seinem Lager und bald zeigte sich die Wirkung der Arznei in einem festen und erquickenden Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Wanderlied.

Ich ziehe durch's sonnige Leben frei
Und flüchtig,
Und sind' ich mir lustige Kumpanei,
So bin ich sofort beim Zapfen dabei,
Und tüchtig!

Verrauschte die Freude, so bin ich bereit
Und walle,
Und wandre ich schnell, so komme ich weit,
Genieße die Lande wo's blüht und mait,
Wohl alle.

So spott' ich der Menschen, bedächtig und feig
Und schüchtern,
Und werden sie Göttern der Schöpfung gleich,
Die blieben selber im Himmelreich
Noch nüchtern!

Würzburg.

Sirmio.

Sendschreiben an das deutsche Volk.

Biederer, Gerechtigkeit liebendes Volk!

Tiefgekränkt durch die seit vielen Jahren mir ohne mein Verschulden zugesügten Beleidigungen, empört über die noch täglich sich mehrenden schonungslosen Ungebürlichkeiten und Angriffe gegen meine geringe Person, erhebe ich meine Stimme und flehe zu Dir biederem, deutschem Volke! Halle durch die deutschen Gaue, Du aus kummervollen Busen gestößener Seufzer, erwecke Mitleiden mit meiner armen Lage bei den Zartfühlenden und ich will Dich gleich einem Freudenschrei segnen. Es gilt einem Uebelstand abhelfen, dem die große Schaar aller sich nur gebildet dünkenden Leute aus Narrheit und Modesucht huldigen. Ach und gerade der Theil welchen man das schöne, gefühlvolle, weichherzige Geschlecht nennt, begeht die größten Ungerechtigkeiten gegen mich; sie: die sich rühmen, jedem Unglücklichen, jedem Hilfsbedürftigen, wenn auch nicht mehr, so doch eine heiße Zähre widmen zu müssen, peinigen und martern mich absichtlich, um mich in's Grab zu bringen. Oder habe ich deshalb so viel leiden müssen, weil ich bisher, ohne zu murren, jedes Leid getragen habe! Wenn dies der Fall ist, so will ich jetzt um so lauter rufen, und meine Stimme soll wie ein rollender und grollender Donner alle meine Beleidiger in Furcht und Achtung vor mir setzen. Damit ihr Menschen aber nicht die Nase rümpft, was sich eigentlich ein so kleines, 3 Buchstaben langes Wörtchen herausnehme und ein Sendschreiben an das Volk erlasse, so wißt, daß ich im Namen des ganzen Imperfectums dicire. Und zwar bin ich es, welches, obgleich das kleinste und nichts-sagendste, Wort dennoch für alle beleidigten Schwwestern in die Schranken tritt, weil ich am meisten gemißhandelt werde, und auf den Schutz meiner Namens-mahme: des Wortes „wahr“ rechne, welches ja doch stets den Sieg behalten soll.

Also deutsches Volk höre meine schwere Klage in wenig Worten: „Ich, wie überhaupt das Imperfectum, werde jetzt, wie schon seit längerer Zeit sehr häufig gebraucht, wo meine Collegin das Wort „ist gewesen“ von Rechts wegen stehen muß.“ Und während ich von der Last der Arbeit erdrückt werde,

feiert sie gute Tage. Da nun aber anderweitig schon vielseitig Hader und Eifersucht zwischen uns beiden herrscht, so bin ich jener nicht sehr gewogen und mag desto weniger für sie, zum Nachtheil meiner sehr schwankenden Stellung, Arbeit und Lasten tragen.

Ja mißbrauchten mich nur die Becken und Stuger, die Narren und feinen Närrinnen, so wollte ich ihre Dummheit auf den schlechten Schulunterricht und auf die Eitelkeit schieben; allein da sich selbst gediegene Schriftsteller, ganz abgesehen von den Tagesliteraturhelden, Verstöße gegen mich zu Schulden kommen lassen, so muß ich offen erklären, daß ich nicht länger die Parole der Narren sein mag.

Da giebt es keinen Ball, keinen Kaffeeklatsch, u. s. w. wo ich in einer Stunde nicht wenigstens hundertmal irrtümlich im Munde geführt werde; ja so weit ist es gekommen, daß wer zärtlich und gewählt zu sprechen wünscht, mit Vernachlässigung meiner Collegin nur immer mich, wo es nur thunlich ist, herausläspelt.

Oder meinst Du geduldiges Volk, es sei natürlich, daß Alle, welchen mit den kleinen Wörtern „mir“ und „mich“ in dem ohrzerreißendsten Hader liegen, gleichsam um ein Unrecht durch ein anderes zu sühnen, sich auch an mir vergreifen! Geduldig werde ich ertragen, daß in den vielen Fällen, wo je nach der Auffassung des Sprechenden sowohl ich, als auch meine Collegin das Perfectum stehen kann, nur ich verwendet werde; aber wo einzig und allein sie gebraucht werden sollte, mich mit den Haaren trotz meines Sträubens und trotz der Widersinnigkeit herbeizuziehen, ist das nicht die schreiendste Gewaltthätigkeit? Ich frage Euch Narren und Närrinnen, wie wollt ihr Fragen wie: „Am üf rten Sie sich gestern im Concert? Waren Sie schon in Leipzig? u. s. w. rechtfertigen! Wird denn niemanden unwohl, wenn die Kellnerin ihn mit: „Bekamen Sie schon?“ anredet, gleich als wäre von den längst vergangenen Zeiten der Väter und Großväter die Rede! Und pfui Ihr schämt Euch nicht zu erwidern: „ich bekam“ anstatt wie es von Rechtswegen heißen muß: „ich habe bekommen!“

Aber was schwage ich! Die Neuerungen in der Sprache klingen so schön, sind so reizend und frappant, daß selbst der Bessergesinnte verwirrt wird und in den allgemeinen Strudel der Modetsucht sich stürzt.

Daher wende ich mich vornehmlich an Euch Schriftsteller und Poeten, die Ihr nicht dem Modegeschmack, sondern der Wahrheit und Billigkeit huldigt; an Euch Alle, die Ihr berufen seid, dem Eigensinn und Eigenwillen des großen Haufens zu trotzen und flehe, laßt Euch nicht von dem berausenden Modetaumel verführen. Diejenigen aber von Euch,

welche wie irrende Schaafte jedweder Herde nachlaufen, hoffe ich durch diesen ersten Nothschrei auf den Weg der Wahrheit und Natürlichkeit zurückzuführen.

Rathet und helft mir, wie ich mich gegen die Angriffe der Schmaroger und Parasite vertheidigen kann! —

Gebt Euch die Hand darauf: jeden der sich an mir vergreift, auslachen zu wollen; Poeten, die Ihr allein mich schützen könnt, faßt nur den Entschluß mir zu helfen und meinen tiefinnigen Dank im Voraus — eine Narrheit verschwindet aus den deutschen Gauen.

Sollte aber mein Nothschrei bei Dir, zuweilen sehr schläfrigem Volke, kein gnädiges Gehör finden, obgleich es die Zeit der Sendschreiben, Petitionen und Hirtenbriefe ist, so werde ich mich an die Kamern mit einer Bittschrift wenden. Ich werde vorschlagen, eine Geldstrafe auf jede mir zugefügte Mißhandlung zu setzen, und ich will in kurzer Zeit mehr Geld, als die ausgeschriebene Kriegsteuer von 30 Millionen beträgt, zusammenzaubern. O welcher Trost wird es für mich sein, daß diese große Summe allein aus den Taschen der Narren fließt!

So möge denn von Dir großem Volke — ist es doch jetzt selbst dem Schuster und Schneider gestattet zu petitioniren — meine freie Rede gnädig aufgenommen und beherzigt werden.

Wer Ohren hat zu hören, der höre. Und wenn dann über kurz oder lang schönere Tage kommen werden, so will ich Dich loben und preisen, es sei denn, der Mund werde mir gestopft!

Ich bin ohne Schmeichelei, wie ich war und sein werde das Wörtchen: „war.“

Geschrieben im Jahre des Heils 1854.

Ich bescheinige hiermit, daß ich mich mit obigem Schreiben meiner Collegin vollständig einverstanden erklären muß, wenn gleich ich nicht läugne, daß es sehr süß ist, der trägen Ruhe sich überlassen zu können. Wornach sich zu richten. Leider habe ich in letzter Zeit mein Ansehen verscherzt und meine Verstandeskkräfte durch Nichtgebrauch abgeschwächt; daher ich außer Stande bin, noch mehr zu dictiren. Mit stiller Resignation in den Willen des großen Volkes empfiehlt sich der Gewogenheit und Beachtung das Wort „ist gewesen.“

Bücherschau.

Die Sommernacht. Ein Jugenddichtung Ludwig Tieck's. Mit einem Vorworte von J. D. Walter. Frankfurt a. M. Sauerländer.

Eine Reliquie des verewigten Dichters — mehr soll diese kleine Jugendarbeit nicht sein. Sie entstand im Jahre 1789, als Ludwig Tieck ein sechs- zehnjähriger Gymnasiast war. Der Autor legte begreiflicher Weise diesem kleinen Jugendversuch keinen besonderen Werth bei, überließ ihn aber endlich seinem Freunde Bülow, unter dessen Verantwortlichkeit er im Rheinischen Taschenbuche von 1851 zum Abdruck kam. Bülow berichtet von einer ganzen Reihe von Jugendarbeiten Tieck's, die in der phantastisch-romantischen Art dieser „Sommernacht“ gedichtet seien, und war damit beschäftigt, die Herausgabe dieses Tieck'schen Nachlasses mit gegenwärtiger Dichtung und mit einem Nachrufe an Tieck zu begleiten, als auch diesen treuen und begeisterten Freund des verewigten Meisters der Tod in der Schweiz ereilte. Die Herausgabe hat hierauf J. D. Walter mit einem recht gelungenen Vorworte eingeleitet, aus dem wir vorstehende Notizen entnommen haben.

Die kleine dramatische Arbeit ist in sofern merkwürdig, als in ihr die Reime zu Tieck's ganzer poetischer Entwicklung enthalten sind, und sowohl seine Sympathie für Shakespeare, als seine durchweg romantische Auffassung und Behandlung eines gewählten Thema's, schon in dem sechszehnjährigen Tieck mit überraschender Präcision vor uns treten.

Tieck führt uns den Knaben Shakespeare vor, der sich im Wald verirrt hat und aus Ermüdung an dem Orte entschlummert, wo die Elfen ihre nächtlichen Feste feiern. Es erscheinen nach einander Puck, die Feen, endlich Oberon und Titania, um ihr Versöhnungsfest zu feiern. Sie entdecken den Sterblichen, und Puck will ihn nach Gebühr für seinen Vorwitz strafen. Titania bittet für ihn, und beschließt, ihn zu beschenken. Sie weicht ihn mit dem Saft der Vergißmeinnicht zum Sängler. Oberon will ihr nicht nachsehen, und beschenkt Shakespeare mit der stärksten Blut der Phantasie. Auch Puck schenkt das Beste, was er hat, den Humor, dem jungen Dichter.

Diese Dichterweihe des Feenreiches ist voll warmer und poetischer Begeisterung und Verehrung für den großen Shakespeare, und überrascht durch ihre Auffassung dieses britischen Genius. Der junge Shakespeare erwacht, fühlt sich neugeboren, sein Dichtergenius entfaltet sich plötzlich, und mit den Gaben des Feenreiches ausgerüstet, beginnt er seine großen Bahnen zu durchziehen. Und in seinem

„Sommernachtstraum“ erfüllte er, was Titania von ihm zum Danke forderte,

— — er sang bezaubernd,
Was er im Traum geseh'n, der Nachwelt wieder.

Dies der poetische Gedanke Tieck's, den er in einer, für seine Jugend merkwürdigen Reise und Klarheit, und in einer zwar noch schüchtern auftretenden, aber duffig romantischen Sprache in diesem Werkchen niedergelegt hat, welches wir allen Freunden der Romantik und Verehrern Tieck's aufs Beste empfehlen können.

Hellmuth.

Wissenschaftliche Berichte. Unter Mitwirkung von Mitgliedern der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, herausgegeben von Selig Cassel. Erster Band. Erfurt, 1854. Verlag von Carl Billaret.

Es ist und bleibt mit Büchern, wie das vorliegende, eine mißliche Sache. Die Zusammenstellung so verschiedenartiger Vorträge vermögen wir nicht gutzuheißen, und es erschien uns weit zweck- und sinnmäßiger, dieselben in einzelnen Hefen zu veröffentlichen.

Die erste Abtheilung dieses Bandes ist uns nicht zugegangen, die zweite und dritte enthält vom Herausgeber zwei längere Abhandlungen: „König Zerobeam“ und „Ueber thüringische Ortsnamen,“ von denen besonders die letztere eine allgemeine Beachtung verdient. Außerdem finden wir noch: „Ueber das Gewitter“ vom Medicinalrath Dr. Wittke in Erfurt; „Ueber Irrlichter“ vom Apotheker Trommendorff in Erfurt; „Ueber die Fragmente des Sallust“ von Professor Dr. Kriß in Erfurt. — Den Schluß bilden: „Beobachtungen des Kreisphysikus Dr. Heydloff zu Erfurt über den Gehalt der atmosphärischen Luft an Ozon;“ „Bericht über die von den Mitgliedern der K. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt vom Mai 1853 bis März 1854 gehaltenen Vorträge;“ endlich ein „Erinnerungswort an das Leben und wissenschaftliche Wirken des Generals von Radowig“ vom Herausgeber.

Das Ueßere des Buches läßt nichts zu wünschen übrig. A. St.

Giovanna. Lyrisch episches Gedicht von Anna Löbn. Dresden, Woldemar Lück, 1853.

Anna Löbn gehört nicht zu den Schriftstellernden Damen der Gegenwart, die an Oberflächlichkeit und Alltäglichkeit in bedenklichster Weise frankten. Im Gegentheil hat die junge Dichterin von jeher eine Originalität in Stoff und Darstellung bewahrt, die uns sehr schätzenswerth erscheint, im Gegentheil hat sie stets bewiesen, daß sie im Besiß einer wahrhaften und tiefen Bildung ist. Ihr pracht-

volles Poem „Claudia Procula“ (enthalten in ihren gesammelten „Gedichten“) gehört zu den eigenthümlichsten Erzeugnissen der neuen Poesie.

Auch die „Giovanna“ ist ein ansprechendes, schön gedachtes und empfundenes Gedicht. In formeller Beziehung läßt dasselbe nichts zu wünschen übrig, Styl und Diction sind ächt poetisch. — Die junge Dichterin wird eine reiche Zukunft haben.

Die Ausstattung des Gedichtes ist einfach, aber ansprechend. U. St.

Huber's Geschichtsfreund. Berlin 1853, Druck und Verlag von J. C. Huber's Buchdruckerei.

„Wenn es jetzt nicht an Schriften fehlt, die dem immer reger und allgemeiner werdenden Drange nach Bildung und geistiger Erhebung eine angemessene Befriedigung gewähren wollen, so hört man doch häufig die gerechte Klage, daß diese Schriften noch immer zu theuer und zu umfangreich sind, als daß sie auch von dem Unbemittelteren angeschafft und von der Masse der Vielbeschäftigten gelesen werden könnten. Die Verlags-handlung glaubt daher einem Bedürfnisse entgegenzukommen und auf die Theilnahme vieler rechnen zu können, wenn sie unter der Mitwirkung bedeutender Kräfte und unter dem Titel: „Der Geschichtsfreund“ ein Werk in's Leben ruft, das in Bezug auf eine der wesentlichsten und hauptsächlichsten Grundlagen des menschlichen Wissens jenem vielgerügten Uebelstande eine gründliche und dauernde Abhülfe verschaffen soll. Ohne etwa den Leser durch die unerquickliche Aufzählung trockener Thatfachen oder gar durch das breite und endlose Nacheinander einer bestimmten Zeitfolge zu ermüden, will dieser Geschichtsfreund in bunter und abwechselnder Bilderreihe und in verständlicher, Jedermann faßlicher Sprache, mit Hinweglassung alles Ueberflüssigen, aus der Geschichte aller Zeiten, aus den ältesten wie aus den neuesten, nur dasjenige vorzuführen suchen, was nicht bloß durch seine allgemeine Wissenswürdigkeit die Theilnahme jedes gebildeten Menschen zu fesseln, sondern auch belebend und erwärmend in das Herz zu greifen und Geist und Gemüth in angenehmer und erfrischender Weise zu beschäftigen vermag. Werden seine Gaben schon hierdurch sehr mannichfaltig sein und neben einer reichen Auswahl anziehender Lebensbeschreibungen auch den interessantesten Kern aus der Geschichte bedeutender Völker und wichtiger Begebenheiten bieten, so wird er sich noch bemühen, den Reiz und die Nützlichkeit der-

selben auch dadurch zu erhöhen, daß er nicht einseitig irgend einem besonderen Gebiete des menschlichen Lebens und Wirkens seine Beachtung widmen, sondern neben der staatlichen und politischen Geschichte auch die Geschichte der Religion, der Wissenschaft, der Kunst und des Gewerbes in den Kreis seiner Darstellungen ziehen und mit gleicher Wärme und Lebendigkeit behandeln wird.“

Eingeleitet durch diesen Prospekt, liegen uns drei Hefte des „Huberschen Geschichtsfreundes“ vor. Ob es rathsam und richtig ist, das Ideal einer populären Behandlung der Geschichte in einer Reihe von Bildern zu suchen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls haben wir ähnliche Unternehmungen in gediegener Weise bereits gehabt. Der Inhalt der ersten drei Hefte ist: Sebastian, König von Portugal; Agnes Bernauerin; Thomas Morus (I u. II.); die Verschwörung des Fiesko; Schweizerische Freiheitskriege; die Wiedertäufer; aus den Türkenkriegen des sechzehnten Jahrhunderts; Das Täubchen von Amsterdam; Geschichte der englischen Revolution. Von tieferm Eingehen in die Ereignisse und Verhältnisse, von neuen Gesichtspunkten u. s. f. kann nach dem selbstgesteckten Ziele des „Geschichtsfreundes“ die Rede nicht sein. Es muß genügen, daß grüßliche Falscha vermieden sind und die Darstellung klar und faßlich ist. Der Uebelstand, daß summarische Berichte und Urtheile leicht in Phrasologie übergehen macht sich auch hier geltend.

R. R.

Neue Hausbibliothek vorzüglicher deutscher Romane und Novellen. Herausgegeben von Friedrich Stein. Weipensels, Verlag von F. Stein 1854.

Die zweite Lieferung der „Neuen Hausbibliothek“ enthält ein weiteres Bändchen der Novellen und Erzählungen „Aus dem Leben“ von F. Brunold. Der Verfasser bewährt sich darin aufs neue als einfaches, aber ansprechendes Erzählertalent, bei dem wir nur hin und wieder eine schablonenhafte Ausführung (z. B. in der Novelle „Aus der Werkstatt“) rügen müssen. Brunold hat keine Originalität, aber wohlthuende Frische und Lebendigkeit.

Die äußere Ausstattung der Steinschen Hausbibliothek ist, im Verhältniß zu dem billigen Preise, eine treffliche zu nennen.

R. R.

Fenilleton.

Beitschwingen.

Hoplit über Santa Chiara. Die „Neue Zeitschrift für Musik“ enthält einen ausführlichen Bericht Hoplits über die neue Oper des Herzogs von Coburg. Das Libretto, nach einer bekannten Zichoffeschen Novelle von Charlotte Birch-Pfeiffer fabricirt erzählt eine scharfe Analyse. „Betrachten wir“ heißt es, „den Text im Allgemeinen, so finden wir, daß die Situationen der Birch-Pfeiffer, sofern sie nicht Zichoffe entnommen sind, Scribe gehören. Wir finden Elemente der Hugonotten, des Propheten, der Stimmen von Portici, eine Situation aus Guido und Ginevra, auch etwas Lucia von Lammermoor und Lucrezia Borgia, und trotzdem ist das Libretto ohne die beabsichtigte Wirkung. Das ist ein sehr trauriges Armutzeugniß für die berühmte Bühnenfabrikantin. — Auch die Musik ist nicht frei von Reminiscenzen, doch ist dies verzeihlicher, da man Originalität vom Componisten nicht erwarten durfte, um so weniger als die Scribe-Birch-Pfeifferschen Motive — die Reminiscenzen sehr nahe legten. Dennoch sind keine Plagiate vorhanden, die Erfindung ist, wenn auch nicht neu und originell, doch ohne direkte Anklänge. — Das Schwächste des Ganzen ist die Ouverture, ein italienischer Salat aus acht bis zehn Motiven der Oper, ein wahres Potpourri ohne Arbeit und Geschmack, gegen welches die Ouverture zu Stradella ein Meisterstück ist. — Die Musik hat im Ganzen etwas Naives und Instinctives, welches ein Talent verräth, das leider der Durchbildung entbehren mußte.“

Ein Urtheil Levin Schückings über Julie Burow. Ueber die geist- und talentvolle Julie Burow finden wir folgendes glänzende Lob von Levin Schücking in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 59 Beilage), welches wir uns nicht verjagen können, unseren Lesern mitzutheilen: „Wir erwähnen das Album, Bibliothek deutscher Originalromane, herausgegeben von J. E. Kober in Prag (welches in Jahrgängen zu 24 Bänden für nur 20 Kreuzer G. W. pro Band, schon seit längerer Zeit erscheint) um so mehr, als uns die beiden ersten Bände des „Albums“ für dieses Jahr, mit einem, uns bisher unbekanntem, aber höchst bedeutenden Erzählertalent bekannt gemacht haben. Der Jahrgang 1854 beginnt mit einem Roman: „Ein Arzt in einer kleinen Stadt“ von Julie Burow, der unsere erzählenden Damen mit einer gefährlichen Concurrenz bedroht. Denn in der That, zu erzählen, fesselnd, spannend, vortrefflich zu erzählen, das versteht Julie Burow, die irgend wo in den Marken heimisch zu sein, aber nichts weniger als ein Naturell

scheint, welches von nordischer Kälte oder nordischer Dürftigkeit der Vegetation Spuren trägt. Es pulst im Gegentheile ein warmes Herz, eine südlich reiche, rasch und mächtig arbeitende Phantasie in diesem kleinen Roman, der etwas überaus Anziehendes hat, und uns den Ausruf: „Das ist ja eine kleine George Sand!“ entlockte, als wir das Buch aus den Händen legten. — Nicht genug glauben wir den mildreligiösen Geist ihrer Anschauung rühmen zu können, der aus ihrem Buche spricht und, während er so mächtig der treuen Erfüllung der Pflicht, der innerlich veröhnten Unterwerfung und Ergebung in die Wege, welche der Himmel ausführt, das Wort redet, zugleich so gar Nichts von unkünstlerischer Tendenzmacherei hat.“

Altdeutsche Poesie und Literatur. Dr. F. Zarnke, Privatdocent der deutschen Literatur an der Universität Leipzig und als Herausgeber des „Literarischen Centralblatts“ bekannt, hat im Verlag von Georg Wigand in Leipzig „S. Brants Narrenschiff“ neu herausgegeben. Dieß Buch ist eins der wichtigsten der gesammten Reformationzeit, bekanntlich hielt seiner Zeit der berühmte Geiler von Kaisersberg Predigten über außerwählte Kapitel desselben. Dskar Schade veröffentlichte im Verlag von Rümpler in Hannover: „Geistliche Gedichte des XIV. und XV. Jahrhunderts vom Niederhein,“ und: „Eigenot. Nach dem alten Nürnberger Drucke von F. Gutknecht.“ — In demselben Verlage ließ Hoffmann von Fallersleben eine kurze Geschichte der lateinisch-deutschen Mischpoesie unter dem Titel: „In dulci jubilo.“ „Nun singet und seid froh,“ erscheinen.

Vermischtes.

Der Verkauf der geistlichen Güter in Sachsen. Eine alte Urkunde, datirt: „Dresden, Mittwoch nach Fabiani, den drei und zwanzigsten Januarii. Nach Christi geburt Im Funffzehnhundert vnd vier vnd vierzigsten Jare“ und unterzeichnet von: M. H. z. Sachsen (Moriz, Herzog zu Sachsen); Augustus Herzog zu Sachsen; ferner von: „Christoff von Maltitz, auf Elsterwerd; Caspar von schönberg; wolf von schönberg; hans von Schleinitz; Wolf keller; Ditterich Lindemann. M. Burgk zu Dresden; Egidius Monch Burgermeister zu Leipzig; Wolwidemann Burgermeister zu Leipzig; Lucas sochß D. Borgermeister zu Leipzig; Peter Bhemer Burgermeister zu Dresden,“ belehrt uns über den Folge der Reformation vor sich gegangenen Verkauf der

geistlichen Güter in Sachsen. Als solche werden bezeichnet: das „Closter zum hailigen Creutz vnder Meissen,“ das „Closter Rembnitz,“ „Closter Seuffelitz, auch Nonnenkloster zum Hain,“ das „Closter Geselet,“ die „Clostere zu Leipzig“ („Die gebede des Nonnen, Thomaser, vnd Barfuser Closter, auch des Nonnen und Thomaser Clostera guter Seint des mehrern tails dem Rath daselbs vorkaufft vor ezlich tausend fl Nach besog des kauff brives“). Alsdann: das „Closter Beutitz,“ „Closter Petersberg,“ das „Closter zu Altendressen“ (Altdresden), „Closter Pforta“ mit das „holbe Dorff vnd guter zu Neilstatt,“ das „Closter Nysa,“ das „Closter zu Sant Affran zu Meissen,“ das „Nonnen-Closter zu Döbeln,“ endlich die „Closter Döbisleuben“ und „Braunroda.“ Die Urkunde bietet in ihren Einzelheiten noch mancherlei Interessantes; am Schlusse derselben findet sich unter hochadligen Siegeln die Bemerkung: „kann nicht schreyben.“

Kurze und lange Predigten. Die langen Predigten sind keines der kleinsten Uebel der modernen Frömmigkeit. Allen den Candidaten und Pastoren, welche das große Geheimniß zu rechter Zeit den Abgang zu finden, nicht kennen, sei eine alte Musterpredigt von Swift empfohlen. Derselbe wurde einst aufgefordert zur Einleitung für eine zu sammelnde Collecte zu predigen. Er trat auf: „Sprüchwörter Salomonis 19, 17. „Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten. — Wenn euch die Bürgerschaft genügt, so gebet euer Geld her. Amen.“ — Die Collecte fiel in Folge dieser Predigt sehr reichlich aus.

Ein Wohnort der Bagabunden. Die „Bagabunden,“ das Geschlecht der wandernden Musiker, Seiltänzer, Zauberer u., die Herr von Holtei in einem prächtigen Roman geschildert und die beim Publikum oft mehr Glück machen, als Herr von Holtei mit seinen Shakespearevorlesungen, haben ihre Winterquartiere. Eins derselben ist zum Beispiel das westphälische Städtchen Herford, in dem ein paar Straßen von den Nestern der bunten Wandervögel wimmeln. Sie fliegen leeren Beutels und gutes Muthes im Frühjahr aus und kehren im Spätherbst zurück, um das gewonnene in dulci júbilo zu verbringen. — Nichts würde sie bewegen können, dieses Dasein mit einer behaglich ruhigen Existenz zu vertauschen.

Die Jünger Gutenbergs in Indien. Das „Ausland“ enthielt vor kurzem einen interessanten: „Die Herausgabe einer Zeitung in Indien.“ In demselben heißt es: „Der indische Setzer ist ein Wesen, welches sich väterlicher Seite portugiesischer Abkunft rühmt und Gomez, Gonsalves oder Pereira heißt. Seine Hautfarbe ist natürlich sehr dunkel, aber er hat die Gewohnheit, von den Eingebornen

nur wie von „schwarzen Thieren“ zu sprechen; wenn er halb betrunken ist (und nur in diesem Zustand kann er seine Finger gebrauchen) arbeitet er vortrefflich. Seine Finger sind zierlich und er langt die Lettern mit einer wahrhaft bewunderwürdigen Schnelle aus dem Schriftkasten hervor. Etwas ähnliches habe ich in keiner englischen Druckerei gesehen. Hat er sein Tagwerk aber vollbracht — und er pflegt es mitunter in zwei oder drei Stunden zu beendigen — so ist er das indolenteste und verschwenderischste Geschöpf auf der Welt. Er kommt nie aus den Schulden heraus und hat stets einen ungestüm mahnenden Gläubiger auf den Fersen; trotzdem läugnet er seine Schulden hartnäckig ab und bezahlt nicht eher, als bis er von irgend einem Gerichtshof gezwungen wird. — Ein indischer Setzer hält es unter seiner Würde, die Lettern, die er gesetzt, selbst wieder abzulegen. Es scheint ihm zu schmeicheln, daß er den „Ableger“ unter sich hat, ein menschliches Wesen, welches seinem Wink und Ruf gehorchen muß, welches er ungestraft schelten und schlagen kann wenn es ihm beliebt. Diese eingebornen Ableger der Schriften verstehen kein Wort englisch, und manche kennen nicht einmal die Namen der Buchstaben, aber nichts desto weniger füllen sie einen Schriftkasten ebenso rasch und ebenso genau, als ein Europäer.

Die Petershöhle zu Maestricht. Die St. Petershöhle, schreibt der „Constitutionnel,“ ist eins der merkwürdigsten Werke, die durch Menschenhand geschaffen worden sind. An den Thoren der Stadt ausmündend, dehnt dieser unterirdische Bau, längs der Maas unter den Bergen fortlaufend, sich bis nach Lüttich aus. Es giebt nichts Geheimnißvolleres, Eigenthümlicheres, als dieses immense Souterrain mit all seinen Wegen, Straßen, großen Plätzen und Krümmungen inmitten einer ewigen Finsterniß. Durch das Bedürfniß der ersten Bewohner der Provinz geschaffen, um Steine für den Bau von Gebäuden verschiedener Städte zu gewinnen, war dies Gewölbe, ehe es durch die Arbeit von Jahrhunderten ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung geworden, nichts weiter als eine Steingrube. Die Verhältnisse des unterirdischen Gewölbes sind im hohen Grade großartig. Die Höhlung besteht nur aus einem Stocke, während z. B. die Katakomben von Neapel, Rom, Agrigent, Catania u. drei Stock enthalten, sie umfaßt aber in ihrer meilenweiten Ausdehnung hundertundzweitausend Gänge oder Gassen. Die meisten derselben sind ein so wirres Labyrinth, daß man nach verlornen Spur Jahre lang vergebens nach einem Ausweg suchen könnte. Die Führer wissen schauerliche Geschichten von Leuten zu erzählen, die vom Wunsche getrieben, diese Grüste ganz und gar zu erforschen, sich in den Gängen verirrt haben.

Dichter als Menschenkenner. Der europäisch berühmte französische Romandichter Honoré de Balzac besaß im hohen Grade die Gabe, von dem Außern der Menschen auf das Innere zu schließen. So erzählt man, daß er mit Leuten an einer Tafel gefessen habe, die Deutsch sprachen, dessen er nicht mächtig war. Dennoch habe Balzac aus dem Mienenspiele den Sinn ihrer Unterhaltung vollkommen richtig errathen. — Karl Immermann, ehe er Landgerichtsrath in Düsseldorf wurde, bekleidete in seiner Vaterstadt Magdeburg die Stelle eines Criminalrichters. Er vermochte es einem Angeklagten bei der ersten Begegnung anzusehen, ob er schuldig oder unschuldig sei. Er warf den Vorgeführten einen Blick von so schneidender Schärfe zu, daß oft selbst die übrigen Anwesenden zitterten. Dann klopfte er mit dem Zeigefinger auf den Tisch und murmelte: „der ist schuldig!“ oder er schüttelte energisch den Kopf: „unschuldig!“ — Während seiner ganzen criminalrichterlichen Praxis soll kein Fall vorgekommen sein, in dem sich Immermann getäuscht hätte.

Ein Bild von St. Gallen. In seinem Buche: „Schweizerland,“ schildert Aurelio Buddeus, St. Gallen: „Die Stadt klettert äußerst steil am Berge empor, und noch heute, wie vor achtzehnhundert Jahren, dringt auch eine Reihe von Häusern in die Schlucht, fast unmittelbar unter dem Sturz des Steinachfalles. Während die Gebäude am äußern Bergabhang gar stattlich und kokett in das Thal schauen, blickt sichs beinahe erschreckend in die rauschende Düsterniß der Schlucht. Uebereinander gehoben, geizig um ein Plätzchen streitend, struppigen Aussehens schieben sich dort die Menschenwohnungen am Gefels hin. Meistens Mühlenwerke, strecken sie ihre Räder halb trozig, halb zaghaft in die Luft hinaus, um vom fallenden oder strömenden Wasser des Tages Nothdurft zu erhaschen. Nur mit halbem Fuße scheinen sie auf einem schlüpfrigen Felsen zu ruhen, zusammengetragne Steinhausen schützen andere von der Unterwaschung ihres Fundaments. Schwankte Balken stemmen noch andre gegen den Flußrand, um nicht hineinzustürzen, oder sie haben sich rückwärts so fest an die senkrechte Felsmauer geklemmt, daß ihnen die vierte Wand erspart ist. Gerade am mittlern Abfalle des Bachsturzes fand eine Schmiede keinen Raum mehr am Berge und bohrte ihre Werkstätte in dessen Gestein. Tiefschwarz überhängt ringsum der überhängende Fels, dadurch erscheint die Höhlöffnung gigantisch und das Treiben der Arbeiter um das herausglühende Feuer, cyklopen- oder gnomenartig. Hier und da schwingt sich wohl auch ein lustiger Holzsteg hoch über der rauschenden Schluchttiefe von einem Ufer zum andern; das diesseitige Haus scheint seinen Anfang auf dem Dachfirste zu tragen, das jenseitige Haus scheint

sein Ende mit den Grundmauern zu umklammern. Einsame Tannen sprießen hoch über den Menschenwohnungen aus dem Berge hervor, als wollten sie herabstürzen; vorwitzige Büsche ziehen ein grünes Band am grauen Gefels hin. Ein ganzes Waldstück steigt dort vom scharfschneidigen Kamme bis etwa haushoch über die Häuser herab; aber hier muß es enden, weil die Nagelstuchmauer senkrecht zur Flußtiefe hinabfällt, aus welcher Erlen und schwankte Birken mit ihren Wipfeln zu dem Vorsprung herauslispeln, welchen der feste Mensch für sein Obdach eroberte. Und herausgehauen aus dem Felsen ist die vorsichtig gewundene Straße, welche dem Verkehr der Wagen zwischen St. Gallen und dem gewerbreichen St. Georgen hinter dem Durchbruche der Steinach dient. — Kühl und schattig ist diese Steinachschlucht mit ihrem wunderbaren Häuserbau, in heißen Sommertagen eine wohlthuende Nachbarschaft zur sonnigen Stadt im sonnigen Thale. Man überwindet leicht die steilen Steige, welche durch sie heraufführen nach dem Freudenbergen und immer höher nach dem reichen Teufen, welches schon dem appenzell außerthodenschen Gebiete angehört. Es blickt sich da so schön hinab in die Sonnenlandschaft. Der Fluß rauscht uns Erquickung zu und der schwarze Forst längs des Gipfelrandes zittert im Sonnenbrande, den er vom Wanderer abhält; die Mühlen klappern, die Menschen arbeiten, überall Leben, überall Bewegung. Im Winter aber ist die Schlucht ein fast schauerliches Widerspiel des Thales. Deckt dieses auch fußtiefer Schnee, verhüllt er auch das eben fallende Land einförmig bis zu dem dann tiefblauen Bodensee- spiegel, so daß nur die weißlich überflognen Nadelwälder düster daraus hervorragen — das Bild ist dennoch nicht todt. Auf einem weitgestochten Straßenneze bleibt überall munterster Verkehr, dessen Glocken und Glöcklein lustig heraufklingeln, während die schwarzen Menschenpunkte sich um rauchende Kamine und Schloten versammeln, verdichten, zerstreuen, und während auch auf dem Bodensee die weißen Segel und schwarzen Dampfbote flüchtig dahinschießen. In der Schlucht dagegen herrscht Wintererstarrung mit finsternem Schweigen. Dürres Geäst im bleichen Flußbette, die schwarzen Tannen am grauen Gefels sind die einzigen traurigen Reste des Naturlebens. Das rauschende Wasser ist zwischen den Felsen gestorben, der Wasserfall hängt in traurigen Zacken zwischen den Stufen, die er so mutwillig hinabsprang — zu unbedeutend, um als Eis- masse selbstständig im Bilde hervorzutreten. Trübe, in Schneewehen vergraben, blicken die unregelmäßigen Häuser aus tiefschwarzen Fenstern auf die stehenden Räder und unnützen Wasserfänge, an denen riesige Eiszapfen starren. Nur der Hammerschlag der Schmiede klappt einförmig in das Schweigen hin-

unter, während halbverrauschte einzelne Töne des Straßenlebens der Stadt heraufhöhlen zu den wenigen Menschen, welche träg und langsam um die Häuser schleichen, als sei ihr ausgestoßenes Leben ohne Drang und Trieb und Hoffnung. Und am Ende der Markttage klettern die Appenzeller mühselig und schweigend den Fußweg der Tiefe, während die Glocken ihrer Lastschlitten von der Straße herab den Tact ihrer Schritte zu bezeichnen scheinen. Dann ist es wieder still, wie zuvor, öde und schaurig, als wäre das ganze hier wohnende Geschlecht ausgestorben bis auf die Letzten. — In der Stadt dagegen regt sich das Leben Sommers wie Winters, im Sonnenschein wie im Schneesturm unablässig; vom Wechsel der Jahreszeiten selbst kaum in der äußern Erscheinung berührt, unwandelbar in seinem Wesen wie in seinen Verkehrsstätten. Es giebt Leute, die es noch gern bedeutungsvoll nennen möchten, daß die vier Hauptstraßen der alten Kernstadt St. Gallen ein ziemlich regelmäßiges Kreuz bilden, dessen Schenkel allerdings in ihren Richtungen denen alter Kirchen entsprechen. Von der Laurentiuskirche senkt sich der Hauptstamm thalwärts um mit dem Rathhaus zu enden; zum düstern Speisethor streckt sich der eine Arm seewärts; ins Freie führt der andere landeinwärts. Daß auch er einstmal von einem Thore geendet ward, kündigt noch eine Inschrift am trefflichen Gasthaus zum weißen Rößli. Bedeutungsvoller als dies Kreuz, mag dagegen dem modernen Weltkind erscheinen: daß über den Klosterhof keine der Heerstraßen in die Stadt läuft. Durch das Rathhausthor strömt es vom Bodensee, von Turgau, aus dem Zürichschen; durch das Speisethor kommen sie vom Rheinthale herauf, vom nördlichen Theil Außerrhodens herab gestiegen; beim Gasthaus zum Rößli fließen die Straßen von Appenzell- Innerrhoden, von Toggenburg und vom südlichen Außerrhoden zusammen. Dadurch vereinigt dies Straßenkreuz das Straßenleben des St. Galler Verkehrs und vielleicht gerade deshalb fehlen in ihm stolze Patrizierpaläste, einige wenige am Rathhause und in der Nachbarschaft des Klosterhofes ausgenommen. Meistens aber sind es Häuser von nur vier bis acht Fenstern Breite, oft fünf bis sechs Stockwerke emporggebaut, fast alle mit stämmigen Erkern, nicht wenige auch mit Spitzthürmchen, alle bürgerlich-behaglich anzuschauen, überhängt mit gewerbfleißigen Namen, kaum eins oder das andre patrizisch-stolz und zu vornehm für eine Firma. Mit Recht fragt man, wo nun jener Großhandel, jene Fabrikationsthätigkeit ihre Sitze haben, denen doch St. Gallen seinen industriellen Weltnamen verdankt. Man muß die Stadt kennen,

um sie zu finden; denn jene Fabriken und zierlichen Häuser im Umkreise der Stadt, die uns so freundlich anmutheten, sind theils nur Dependenz, theils Epigonen jener. Sie entstanden als Grund gelegt war, wenn auch vielleicht ihr Leben dem heutigen Stadtleben seinen Typus entschiedener ausdrückt, als es die Ueberbleibsel aus früherer Zeit reichstädtischen Emporblühens vermögen. Eine Rue Casitte giebt es ebensowenig als ein Faubourg St. Antoine. Wir müssen in die engen und krummen Gassen treten, welche unfreundlich vom großen Straßenkreuze sich abwenden und schließlich doch wieder irgendwo in jenes zurückkehren. Manche davon gehören freilich dem kleinen Bürgerthume, dem Gewerbe für das alltägliche Bedürfnis ziemlich ausschließlich. Andre dagegen und gerade die schweigsamsten würden vielleicht minder eng und düster erscheinen, wenn nicht die Höhe und Massenhaftigkeit ihrer Häuser mit der Gassenbreite in auffallenden Mißverhältnisse stände. Paläste schauen schweigend zu und nieder, welche breiten Plätzen eine prächtige Zierde verleihen würden; Schnitzarbeit an hohen Pforten, Metallverzierungen an Thürgriffen, Klopfern, Fenstergittern rosten hier ungeschen, die man auswärts zur Schau stellen würde; Steinmetzarbeiten schnörkeln sich empor und können doch keine Beleuchtung erreichen; Wappen nennen schweigend die Namen ihrer Geschlechter. Der Geschäftsmann kennt die alten Häuser an Wappen und Erker — er kennt den Weg dorthin so lang er denkt, sein Vater und Großvater sprachen schon ehrfurchtsvoll von den wohlangesehenen Geschlechtern darin.“ —

Thüringische Ortsnamen. Aus einer Abhandlung über die thüringischen Ortsnamen auf Leben, die Herr Selig Cassel in den „Wissenschaftlichen Berichten der Erfurter Akademie“ veröffentlichte, ersehen wir, daß das Gebiet, welches die äußerst zahlreichen Ortsnamen dieser Gegend umfaßt, als der Umfang des alten Königreiches Thüringen anzusehen sein dürfte. Der Verfasser belegt diese Ansicht mit den treffendsten Gründen.

Briefkasten.

Herrn M. K. in Magdeburg. Gedichte? Bester Herr, wenn Sie wüßten! — Herrn W. N. in Landsberg a. der Warthe. Haben Sie mein Schreiben erhalten? — Herrn B. A. in Bremen. Sie scheinen neuerdings das Trappisten-gelübde abgelegt zu haben! — Herrn A. B. in Leipzig. Ich habe das K.sche Gedicht in Nr. 19 gebracht. — Herrn E. F. in K. freundliche Grüße!

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hinz. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.